

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 51

Artikel: Es liebs Wiehnachtsgschänk
Autor: Wüterich-Muralt, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Orgel und Gesang klangen ihnen entgegen. Beim Altar prangte im Glanze von Hunderten von Kerzen ein gewaltiger Tannenbaum, der bis zur Kirchendecke emporragte.

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ — Die vielen frohen, andächtigen Gesichter, die gefalteten Hände. Ein schwarzgekleideter Mann stand auf der Kanzel und sprach so einfach und lieb, vom weltgeborenen Heiland, daß sogar Hanneli, das noch nie eine Predigt besucht hatte, alles verstand. Er sagte, daß das Christkind zu den Armen dieser Erde gekommen sei, da es selber als Wiege nur eine schmale Krippe in einem armseligen Stalle besessen. Er redete von der großen Liebe dieses zur Erde herniedergestiegenen Kindes und sagte, daß ihm alle Kinder willkommen seien und sich freuen dürften. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Wieder sang die Gemeinde, und die Orgel brauste gewaltig, als werde sie von Engeln in Bewegung gesetzt. Hanneli saß ganz still. Es kam sich vor, wie in einer andern Welt. Alles Gute kommt vom lieben Gott, kam es ihm in den Sinn, und es hielt ganz still, denn es fühlte, daß es noch schöner werden würde.

Die Musik verstummte. Der Herr Pfarrer stieg von der Kanzel. Weißgekleidete junge Mädchen schritten von Bankreihe zu Bankreihe und luden die anwesenden Kinder ein, nach vorn zu kommen, wo auf langen Tischen große Haufen von Paketen aufgestapelt lagen.

Hanneli ging auch mit, mehr von den andern vorwärtsgehoben, als selber gehend. Es war wie im Traume. Wie war es eigentlich hier hereingekommen? Wer hatte es hergeschickt? — Und Hannelis Augen leuchteten wie Sterne. Es durfte ebenfalls an einen der Tische treten, durfte sich ein Paket auswählen und es behalten, für sich, ganz allein für sich.

Stammelnde Worte des Dankes. Freudentränen in den Augen. Dann lief es überglücklich zurück und setzte sich an seinen Platz.

Der Samichlaus war nur für die Reichen, hatte die Mutter gesagt. Das stimmte nicht, nein! Hanneli wußte es nun besser. Der Herr Pfarrer hatte deutlich gesagt, das Christkindlein sei auch für die Armen, ja besonders für sie gekommen. Und der mußte es doch besser wissen.

Die Bescherung war zu Ende. Hanneli stand mit den vielen andern wieder draußen auf dem verschneiten Platze. Wieder begannen die Glocken zu läuten, und am Himmel funkelten die Sterne. Sterne der Christnacht!

Hanneli folgte der Menge, befand sich bald an bekanntem Orte und eilte nun mit seinem Paket nach Hause.

Dort hatte man sie schon lange erwartet und fuhr sie unwirsch an.

„Wo strolchst du in der Nacht umher, he? Gib Antwort!“

Seinen Baden sorgsam im Arme, stand Hanneli mit leuchtenden Augen vor den Eltern.

„Wo warst du, Hanneli?“ fragte nun auch die Mutter.

„Beim lieben Gott“, antwortete das Kind mit strahlendem Lächeln und hielt den Eltern ihre Geschenke hin.

„Red nicht Unsinn, Mädchen“, donnerte der Vater. „Woher hast du das Zeug? Doch nicht etwa gestohlen, he?“

„Vom lieben Gott, Vater“, kam es in unerschütterlicher Ueberzeugung von den Lippen des Kindes, denn es glaubte fest, daß dem so sei. Die Sonntagschullehrerin hatte es ihnen ja gesagt.

Schon wollte der Vater die Hand zu einer schallenden Ohrfeige erheben. Da sah er den glückstrahlenden Ausdruck auf dem Gesichte seines Kindes, und die erhobene Hand fiel schlaff hernieder. Die Mutter lief unruhig hin und her. Der Vater starrte sein Kind an und wußte nicht, was er tun sollte.

Da begann Hanneli das Paket auszupacken: Eine wunderschöne bekleidete Puppe, ein warmes, gestricktes, wollenes Täschchen, ein Lebkuchenherz, vergoldete Nüsse, drei

rotbadige Äpfel und eine Tafel Schokolade und zu unterst ein Bildchen vom guten Hirten.

Die Eltern schauten schweigend zu. Es ging ihnen ein Licht auf. Das Kind war in eine Weihnachtsbescherung geraten, und erst jetzt kam es Frau Gosteli in den Sinn, daß heute ja Christnacht war. Fast schämte sie sich nun vor ihrem Kinde, daß sie es hatte vergessen können.

„S'ist recht, Kind“, lenkte sie ein.

„Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit!“ brummte der Vater, stund auf und ging ins Wirtshaus hinüber. Er wollte auch etwas am Weihnachtsabend.

Mutter und Kind blieben allein zurück. Hanneli erzählte. Ihre sonst blassen Wangen röteten sich. Sie kam in Eifer und in ihrer Phantasie wurde das Erlebnis noch tausendmal schöner, als es in Wirklichkeit gewesen. Hanneli erzählte vom lieben Gott, vom Christkindlein in der Krippe, das zu den armen Kindern gekommen sei. Es redete von der schönen Musik, von den weißen Gestalten, welche die Gaben verteilten, und die Mutter horchte schweigend zu, horchte immer freudiger, immer inniger, denn das was ihr Kind ihr da erzählte, hatte sie einst vor langer, langer Zeit auch miterlebt. Längst verschüttete Brunnen taten sich auf. Erinnerungen an eine bessere Kinderzeit, an eine gläubige, treu sorgende Mutter kehrten zurück. Und als Hanneli mit der Erzählung fertig war, da nahm Frau Gosteli ihr Kind in die Arme und küßte es. Ihre Augen standen voller Tränen.

Während der Vater im Wirtshaus saß, zog die Mutter ihr Kind aus und legte es zu Bett, etwas, das sie seit Jahren nicht mehr getan. Dann gab sie ihm die neue Puppe in den Arm, deckte es zu und blieb noch lange am Bette stehen, bis das Kind sanft und still eingeschlafen war. —

Draußen schwebte die Heilige Nacht über die Erde und suchte Freude zu spenden, wo sie es vermochte.

Sie hatte ein kleines Menschenkind glücklich gemacht und auch in das durch Not und Leid hart gewordene Herz einer armen Mutter etwas Frieden der Weihnacht gesenkt.

Hanneli schlief und träumte vom lieben Gott, vom Christkindlein und von dem leuchtenden Weihnachtsbaum, der bis in den Himmel hineingeragt. Seine Wangen waren von frischem Rot überhaucht und ein glückliches Lächeln umspielte seinen Mund.

Es liebs Wiehnachtsgschänk.

Es het a mängem Ort scho rächt g'wiehnächtelet, emel o bi ds Meyers. ds chlynscht Meiteli het scho lang vo nüüt anderem plauderet, als vom Mämmi wo nes allwäg überchömm. Und der jüngscht Bueb het es Chischli mit Heu und Bläsen ausgefüllt, damit der Theddnhär es weichs Huli findi. Die größere Chind hei sech ybschlosse, d'Meitschi sy flühig gsi mit brodiere, häggel und lisme, und d'Buebe hei uf Tod und Läbe g'laubsägelet, zeichnet und gmalet, teilwys scho rächt chünstlerisch. Der Zauber vom schönste vo allne Feschete hei me i der ganze Wohnig chönne merke, ds Chüschele, ds Schlüßellochgüggele, ds Errate und ds freudige Erwarte hei nid gfählt, und der Güezi- und Gugelhopfdust het der Feschistimmig no ds Chrönlü ufgelekt

Numen öpper vo der große Familie het nid möge fröhlech sy. Das isch der Dsgar gsi, e junge Ma vo füfzwanzg Jahre. Er het sy Muetter früech verlore, und isch achtjährig gsi, wo ihm der Vater e Stiefmuetter gä het, zum Glück e liebi, guetmütigi, die sech alli Müeh het gä, ne z'verschtah. Und das isch nid so ganz liech gsi, powäge der Dsgar isch geng e chlei ärscht veranlagt gsi, und die alti Tante, wo nach Mueters Tod d'Huushaltig gmaht het, isch mit ihrem ewige Zämmerle fei Sunneschynn gsi für sy Gmuet. Drum het ihm d'Veibi vo der Stiefmuetter und ihres fründleche Wäse dopplet wohl tha, und er het er es rychlech vergulte. Wo du nah di nah siebe Gschwüschterli aglanget sy, isch är geng e willigi Hülf gsi, für d'Huus-

haltig, für ds Gaumen und Erzieh. Wenn es scho mängisch der ganz Tag tönt het:

„Dsgi, gi mer Brot, Dsgi, bind mer der Schueh, Dsgi, erzell es Gschichtli, Dsgi, hilf mer d'Ufgabe mache!“ Dsgi hie und dört. Trozdäm isch är nie ungeduldig worde und geng sanft gsi, aber viel meh ärnscht als luschtig.

Schmalhans isch öppeneinisch Gastscht gsi bi Meyers. Der Vater het zwar e guetzahli Staatschtell gha, aber er het doch mängisch gsüüfzet, es chöschti uverschant viel, bis syni siebe Orgelpfynfli versorget luge. S' isch ihm wohl cho, daß er so ne muschterhaft e tüchtigi Frau het gha, die sech willig nach der Dechi gschredt het, und derby gschaffet het wie nid bald e Zuenti.

Ihri Händ sy gfägnat gsi, wie me seit, und d'Arbeit isch er e ring gange, sie het mängisch gsunge derby. Sogar Chinderkleider het sie gmacht und numen am Samschtig e Puzfrau gnoh und all drei Wuchen e Wöschere. Sie het mängisch gseit, wenn sie der Dsgi nid hätt, so wüßht sie sech öppeneinisch schier nid z'hälfe, aber dä luge halt es famoseres Mägdli, wie sie keiz bessers chönnti finde.

Der Dsgar hätt's aber doch mit der Zyt möge wyter bringe als nume zum Mägdli. Er wär gar schröcklech gärn i ds Gymnasium und hätt de welle Arzt wärde. Aber der Vater het rundewäg erklärt, er chönn das umüglech leischte, trotz de Stipändie.

Und der Dsgar het ygeseh, daß er äbe so bald als müglech sött hälfe verdiene, und so hett er halt still, aber mit schwärem Härze, sy schöne Plan uufgä, und isch i ne kaufmännisch Behr ntrate, won er scho vo Afang a es chlys Salärl übercho het, wo jedes Jahr chlei gwachsen isch. Später het er du i me ne große Gschäftshuus e gueti Stell übercho, und der Vater het ufg'atmet, wo fangen e Biß vo syr Sorgelasscht abbröchelet isch. Aber öppe na zweune Jahre isch du ne neue Chummer uuftaucht.

Im Büro vom Dsgar isch e härzigi jungi Tochter agschtelet gsi als Tippfräulein. Sie het Fanny Kärn gheißt, und der Dsgar het gemeint, es settigs Mengelsbildli gäbs uf der ganze Wält keiz zweints.

Ihres fründliche Wäse und ihres härzige Gesichtli hei ne so ygnoh, daß er bald im Wache und im Schläfe geng nume das Fannli geseh het, und es isch ihm rächt schwär vorcho, nid all Augeblick a ihre Tisch übere z'luge.

De hei sie ersch no ganz nahch bi nenand gwohnt, und so isch halt underwägs es innigs Liebesverhältnis aknüpft worde.

Der Vater isch bald derhinder cho und het nid chönne schunge. Er het am Suhne vorgschtelet, daß er sech die Sach söll us em Chopf schla, da chönn nüt druus wärde. Aber dä het sech gwehrt und gseit:

„Vater, du hestch di bis jek gwüß i keir Wns z'beilage gha über mi, aber jek wo mys Läbesglück uf em Spiel steit, muesch mi gwüß la mache!“

„Wie chansch du vo me ne Glück rede, du hestch nüt und söttisch üs no hälfe, und ds Meitschi het nüt und mueß no sy alti Muetter erhalte! Jek rächno sälber uus, wie der chönntet e Huushaltig gründe.“

Der Vater het nid nahgä. Er het sogar däm Fräulein gschribe, sie heig nüt z'hoffe. Wo denn a het sech z'Fanny so vil als müglech zrückzoge, wenn o mit schwärem Härze, und der Dsgar isch z'wenig energisch gsi, fesch z'blibe. Er isch geng stiller und gedrückter worde, und mi het ne fast nie meh geseh lache. Das het bsunders d'Stiefmuetter gar grüüslt plaget, voväge der Dsgar isch e re wäger so lieb gsi wie die eigene Chind. Geng het sie gschudiert, ob ächt kei Uswäg z'finde wär. Jek i der nahche Wiehnachtszyt hei d'Lüüt so fröhlechi Gsichter gmacht, und nume der Dsgi het drugluagt, wie wenn i syr Seel jedes Freudefünkli glöschte wär.

Du isch er e gar e truurige Zufall cho hälfe am Liebeswärd, wo sie het vorgeha.

I der Zytig isch gstande, daß es Pärli wo sie kennt het, feiwilling us em Läbe gangen isch, wil d'Eltere vo der

Tochter se hei welle zwänge, e Ryche z'näh. Alli Wält het Beduure gha mit den Eltere vom junge Ma und o mit däne vo der Tochter, wo sech jek allwäg ihrer Läbtig het müesse Vorwürf mache.

Der Stiefmuetter isch die truurig Sach bsunders nach gange, und ei Abe, wo sie mit ihrem Ma isch alleini gsi, het sie du gseit:

„Was meinsch jek, Wilhelm, wie wär's üs z'Muet, wenn's mit em Dsgar so gange wär? Wei mer nid lieber nahgäh und die Lütli la zämeho? Das Fanny isch es stills sparsams Meitschi, und bi üs isch jek alli Jahr eis nahe für e chlei hälfe z'verdiene, ds Luggi het ja de Chlynere scho ordli gschuderet, und der Robi git syz Löhnl o redlech ab, und i ha doch vo der Tante Metti no ds ganze g'erbte Sümmlt uf der Syte. Und nächstents stngt doch der Dsgi mit syn Chalt. Lue, we mer alli rächt zämehäbe und enand getreulech byschande, so chöi mer sicher hälfe, üsem Pärli es Näschtl baue, vovägen i chas nimme mit agseh wie dä Dsgi veränderet isch, kei Appetit meh het, bleich isch und wunderfalte e chlei mag lache!“

Der Vater Meyer het d'Schirne geng meh g'runzelt. Aber ändlech het er du gseit:

„Du hättisch sölle ds Fürsprächerexame mache!“
D'Frau het gleitig gmerkt, daß er chlei duucht und het gschwind ds Yse g'schmidet, so lang es isch heiß gsi.

„Mei, da wär i allwäg wüßcht düregheit“, het sie gseit und g'lachet, „aber wenn ig a me ne truurige Möntsch zu chlei Sunne verhälfe cha, so tuen is gwüß gärn, bsunders öpperem so Liebem!“

„Der Gschinder git nah!“ macht du da der Ma mit me ne Süüfzer, und syz Huuschäppli wär fast a Bode gfloge, so stürmisch het ne sy gueti Frau umarmet.

„Aber du chansch jek luge wie de z'Gang chunsch mit där Sach, nachdäm i se verdachelet ha!“ het är gemeint, wo ner ds Chäppi wieder het a sy Blaz g'rüschet.

„Da mi nume mache, i wurde scho flite was du verbroche hestch, du chansch sicher sy!“

Am glychen Abe noch isch sie zu Kärn gange.

Ganz erschrode het ds Fanny gseit:

„Frau Meyer, i weiß scho, warum der chömet, aber sit mer eue Ma so ne stränge Brief gschribe het, han i mi ja gwüß zrückzoge vo euem Suhne, so weh s'mer ta het. Dir hättet gwüß nid nötig gha, jek i där Zyt, wo sech alles freut, mer no emisch cho ds Härz schwär z'mache!“

„Necht wott i drs ja mache, liecht und froh und glücklech, du guets Chind!“ macht du d'Frau Meyer und het i ihrer Härzesfreud ds erschtuunte Fanny a sech zoge.

„Das wettet dir, gwüß, gwüß wettet dir das?“ het es geng wieder gfragt und's gar nid chönne glauwe.

„Allwäg wott i das und my Ma o, mir wei drs scho bewyse. Aber mir wei dem Dsgi no wei säge, es git e herrlechi Wiehnachtsüberrasschung. Am heiligen Abe, wenn's dunklet, chunsch du zu üs cho ds Christchindli sy, gäll ja?“

„Mit tuused Freude, o dir liebi Frau! Wie söll i nech danken?“

„Säg Muetter zue mer!“ macht du d'Frau Meyer ganz grüehrt und het der zuekünftige Schwiegertochter geng wieder über die guldrige Haar gstriche.

Die isch jek zu ihrer Muetter gsprunge, isch vor em Sorgestuehl niederg'chneulet und het gseit:

„Dank Muetti, ds Glück isch zuen is cho!“

„Gott Lob und Dank!“ macht du die alti Frau, und über ihres verhärmte Gesicht isch es Lüüchte gange.

Am Namittag vor Wiehnachte isch bi Meyers es fröhlechs Läbe und Amenandhuße gsi, und die Chlynere hei nid möge warte, bis es ändlech Abe wird.

d'Muetter het der Baum no fertig g'rüschtet und der Dsgar het e re ghulfe.

„Muetter, i glauwe gwüß, i gang für nes par Tag uf ds Land zum Better, du weißch nid wie mer z'Muet isch, i cha eifach nid da blibe!“

„Tuert is doch das nid z'Veid, mir und de Chinder. Der ganz Abe wär g'stört!“

„Nu so will i dir z'lieb hinecht blybe, aber morn de gah; lueg i fasse nid under fröhlechi Lüüt!“

Der Stiefmuetter ihres Härz het heinlech g'jublet.

Zur rächte Zyt isch ds Fanny zu der Frau im undere Stock cho. Sie het ihns gar prächtig zwäg gmacht als himmlischi Fee und ihm s'ns schöne Gesichtli guet verdeckt mit e me Tüllwülftli. Die guldige Sterne uf em länge Bruu'schleier und die guldige Chrono hei nid gfählt, und natürlech s; die jüngschte Meyerli entzündt gsi vo dem Mangel und hei ihri Bärstli mit heiliger Andacht aufyseit.

Mit tiefer Stimm het ne ds Wiehnachtschindli zuegredt, geng rächt lieb z'syn. Sie hei's tüür und feschet versproche.

Won es usen isch hein ihns Vater und Muetter begleitet und's i d'Näbestube gfuehrt. Du het d'Muetter der Dsgar ühere g'rüest:

„Lueg my Liebe, dir het ds Christichindli o no öppis bracht.

„Was ächt?“ macht er mit trüebem Lächle.

„Mi sälber!“ seit du e liebi Stimm und im nächschte Augeblick het er das himmlische Wäsen i den Arme gha und beidne isch es himmlisch z'Muett gsi.

„Wäm han i das sälige Glüd z'verdanke?“ het der Dsgar welle wüsse, und gschwind het ihm der Vater erklärt:

„Däre dört, die heits brittlet!“

„Zum Säge vo beidne Familie, du allerbeschts vo allne guete Stiefmuetterli“, macht der überglücklich Brütigam und het i sym Uebermuet die gueti Frau höch aufglüpft, daß sie gösset und die andere luut glachet hei.

Aber jeh hets gheisse verschwinde und wieder es irdischs Chind wärde, damit keis vo de gläubige Chlyne der fromm Betrug merki.

Der Vater und der Dsgar s; gah d'Frau Kärn reiche urd heise d'Stägen uufe treit wil sie a Chrüde gangen isch. Wo me du gsunge het

O du fröhliche, o du selige

Gnadenbringende Wehnachtszeit!

het em Dsgar s; schöni Stimm alli andere übertönt, mi het halt d'Freud druus ufe ghört.

Ds Chlynscht Meiteli het zum Fanny gseit:

„Wärsch nume chlei ehnder cho, de hättisch ds Wiehnachtschindli gseh. Es hei grad so guldigi Haar gha wie du!“

„Jä und wenn wösch de zum Veiter?“ het si d'Stiefmuetter la ghöre.

„Billicht über ds Jahr oder no speter!“ isch die fröhlechi Antwortt gsi. Erschtens han i jeh anders z'tue und zweitens hätti ja z'Tod Längizyti nach mym, i wiederholes no einisch: allerbeschts vo allne guete Stiefmuetterli und mym härzigschte vo allne Brüütli!“

Und so het geng eis fründlechs Wort ds andere abgelöst und es isch für alli e herrleche, unvergeßleche Abe gsi.

E. Wüterich-Muralt.

„Christabend“ zu schicken.“ Aber erst im Reformationszeitalter bürgerete sich das gegenseitige Beschenken an Weihnachten allgemeiner ein.

Wir müssen also offenbar die Wurzeln der Weihnachtsbescherung in alten heidnischen Gebräuchen suchen. Nun fielen bis ins 16. Jahrhundert hinein Weihnachten und Neujahr zusammen. Bei den Römern herrschte allgemein der Brauch, sich an Neujahr etwas zu schenken. Diese Geschenke trugen den Namen „strena“. Daraus entwickelte sich das französische Wort „étrenne“ und so nennen die Franzosen und Belgier heute noch ihre Weihnachtsgeschenke. Für die romanischen Länder dürfte damit der Zusammenhang erwiesen sein, nicht aber für die germanischen, die im allgemeinen römischen Einflüssen wenig zugänglich waren. Nun wissen wir, daß im Dezember der Brauch des Schenkens den alten Deutschen durchaus geläufig war. Beschenkt wurden die „Berchten“, „Klöpfler“, „Glödler“. Noch heute gehen in Bayern, in der Gegend von Salzburg, im Tirol die „Berchten“ in der Weihnachtszeit um. Es handelt sich um Maskeraden, die aus heidnischen Fruchtbarkeitsriten hervorgehen. Forscher sehen in den „Berchten“, den „Klöpflern“ und den „Glödler“ Wachstumsdämonen, welche den Menschen durchaus freundlich gesinnt waren. Mit ihrem Lärmen und Läuten sollten sie die guten Wachstumsgeister wecken. Das deuten verschiedene Sprüche an, die bei den Umzügen gesprochen wurden oder noch werden:

„Hollo, holla, Knöpfllinsnacht!

Gutes Jahr, guies Jahr, daß's Korn wohl gerat!

Kraut und Zwiebel ist auch nicht übel,

Behüt uns Goit vorm Totengrübél.“

Diesen Maskierten nun wurden schon vor vielen Jahrhunderten kleine Geschenke gemacht, wie dies heute noch in der Innerchweiz geschieht, wo man mit Glocken und Schellen über die Felder und um die Obstbäume herum geht. Diese Maskenumzüge aber entwickelten sich aus alten Opfertänzen, so daß die Geschenke möglicherweise Reste alter Opfergaben sind. In den nordischen Ländern und in Norddeutschland kennt man den Tullklapp, der seinem Namen nach ja schon an das altgermanische Weihnachtstfest, das Julfest, erinnert. Es wird plötzlich an irgend eine Türe geklopft, diese aufgerissen, ein Geschenk hineingeworfen. Die Umziehenden haben die Pflicht, sich möglichst ungeschen wieder zu entfernen. Wer erblickt im Tullklapp nicht die segenspendenden Wachstums- oder Vegetationsgeister? Endlich sei auch daran erinnert, daß unsere heidnischen Vorfahren am Julfest die Armen besicherten. Einen Teil des Fleisches der Opfergaben sie den Armen. Interessant ist die Feststellung, daß in den romanischen Ländern, die ihre Geschenkstitte auf römische Gepflogenheiten zurückführen, heute noch hauptsächlich an Neujahr geschenkt wird, wie im alten Rom; in den germanischen Ländern dagegen ist Weihnachten als Geschenktag wichtiger.

—v—

Woher kommen die Weihnachtsgeschenke?

Man hat sich schon oft gefragt, woher die Sitte komme, sich zu Weihnachten zu beschenken. An Erklärungen aller Art fehlt es nicht. Religiöse Deutungen erinnern an das Geschenk, das Gott der Menschheit in seinem Sohne machte. Das sei Erklärung genug. Es ist aber erwiesen, daß sich die ersten Christen bei der Feier von Jesu Geburtstagsfest nicht beschenken. Die alte Kirche kannte eine Bescherung an Weihnachten überhaupt nicht. Erst im Jahre 1400 hört man erstmals von der Sitte der Weihnachtsgaben. Ein Presbyter schrieb: „Es ist der Brauch, daß sich die Leute am Abend der Geburt von Jesus einen „Christabend“ senden, und zwar etwas Angenehmes, Wohlschmeckendes und Süßduftendes. Man hat dabei die Sitte, das übersandte Weihnachtsgeschenk anzunehmen, den Absendern zu danken, die Ueberbringer zu beschenken und dem Geber wieder durch andere Boten einen

Bücher.

Von Hermann Hesse.

Alle Bücher dieser Welt
Bringen dir kein Glück,
Doch sie weisen dich geheim
In dich selbst zurück.

Dort ist alles, was du brauchst,
Sonne, Stern und Mond,
Denn das Licht, danach du frugst,
In dir selber wohnt.

Weisheit, die du lang gesucht
In den Bücherein,
Leuchtet jetzt aus jedem Blatt —
Denn nun ist sie dein.